



Nachlese zum FORUM am 20.4.07

Krankheit, Hinfällig sein, Tod...

In dieses Thema führte Andrea Schmidbauer ein, und es fanden sich einige alte und neue Diskutanten, denen es interessant erschien. In diesem Zusammenhang bitten wir wieder einmal um Wortspenden auf unserem Gesprächsforum im Internet.

Schmidbauer begann mit der allgemein verbreiteten Erwartung, in jedem Lebensalter vital, aktiv, flexibel sein zu müssen (Stichwort „productive ageing“), die im Missklang stehe zu dem, was tatsächlich ist bzw. sich halt unweigerlich im Lauf der Zeit entwickelt: man geht zunehmend krumm, entwickelt progrediente Erkrankungen, wird vergesslicher, müder, weniger leistungsfähig und vielleicht auch weniger leistungsbereit. Irgendwann pflegt man dann die eigenen Eltern und bekommt so einen Vorgeschmack, wie es schließlich im Altern und beim Sterben sein könnte. Darin konnten sich so manche wieder finden – man bemerkt, dass man die Halbzeit des Lebens (und vielleicht noch viel mehr) längst hinter sich hat, dass die eigenen Möglichkeiten angesichts dessen begrenzt erscheinen, wird gesundheitlich verwundbarer und fühlt sich vielleicht auch weniger attraktiv. Sicher es gibt auch Gewinn – Erfahrung, Gelassenheit, Weitblick etwa. Die Frage, wer in der Runde sich eigentlich jung fühle, löste Schweigen aus. (Ich persönlich habe geschwiegen, weil ich die Frage je nach Bereich, auf die sie sich bezieht, sehr unterschiedlich beantworten müsste – innerlich ja, körperlich nein, wenn ich in den Spiegel schaue nein, wenn ich endlich Altlasten abwerfe, ja usw.).

Reithmayr meinte, dass es bei diesem Gespräch u.a. darum gehe, ausreichend „Morbidity“ hineinzubringen. (Im nachhinein frage ich mich, ob uns das gelungen ist – unter Morbidity [von lat. morbidus – krank] versteht man an sich die Krankheitswahrscheinlichkeit eines Individuums bezogen auf eine bestimmte Population. Die Wahrscheinlichkeit zu sterben liegt meines Wissens bei 100% – und bei den optimalen, weil altersgerechten Toden ist sie zumeist mit Krankheit und Hinfälligkeit verknüpft. Es ist also geradezu sicher, dass wir irgendwann morbid sein werden. Nicht sicher ist, ob wir uns getrauen, uns das bewusst zu machen und ob uns das dann [seelisch] krank machen muss.)

Es wurde von Veränderung gesprochen – das älter Werden sei kein markanter Einschnitt, es müsse nicht als Gegensatz in den Blick geraten. Es ergebe sich keine Einschränkung, sondern eine andere Form des Wahrnehmens, Denkens, Handelns. Geschwindigkeit müsse kein Vorteil sein – man könne die Merkmale des Alterns auch anders bewerten, könne sozusagen mitwachsen. Im Grundtenor dieser Position verändert sich bloß die Form des Lebens – doch eigentlich geht es weiter. Darauf wurde die rhetorische Frage aufgeworfen, wie lange es sich wohl noch in eine Richtung verändere, der man etwas abgewinnen könne. Am Schluss könne eine sehr fundamentale Veränderung stehen. Daran schloß sich der Bericht über eine Abteilung in der Geriatrie – Kolonnen von Betten mit verfallenden, dahinvegetierenden Menschenleibern, die gefüttert und gewickelt werden müssen.

Bereitet die mögliche Verringerung der Bedürfnisstruktur (Motto: „die bekommen das alles ja gar nicht mehr mit“) dann Hoffnung oder Grauen? Will einem so etwas dann noch behagen? Es gehe ja schließlich nicht primär um das „gute“ Altern und Sterben – der alte Bauer, der langsam auf der Hausbank im Sonnenunterschein verdämmert. Was wenn jene Menschen im Spital, die für alles und jedes Hilfe benötigen, dann plötzlich mitbekommen, wie es ihnen geht und wie eingeschränkt sie



sind? Was wenn sie bloß an die Grenzen ihrer Sprache stoßen und ihre Wut und Angst nicht mehr sagen oder schreien können?

Es wurde dann so manche Geschichte über das trotz allem „gute“ Sterben naher (menschlicher und tierischer) Familienangehöriger erzählt, die von Unsicherheit, Hilflosigkeit, aber auch Zuneigung, Zärtlichkeit, Dankbarkeit handelten. Es fanden sich auch Geschichten über eigene Krankheiten und Situationen der Todesnähe. Ich hatte den Eindruck, dass sich zwischen den Gesprächspartnern ab diesem Zeitpunkt eine gewisse Polarität entwickelte – da gab es jene, die im Zusammenhang mit dem Sterben anderer und dem eigenen Sterbenmüssen etwas erlebt hatten, das ihnen Gelassenheit und Vertrauen eröffnet (Motto: „Verfall und Tod sind bloß Veränderungen“). Und da gab es die anderen, die von Brüchen, vom Ausgeliefertsein und vom konkreten Verlust sprachen (der eigene hochvitale Vater ist plötzlich unwiederbringlich ein brabbelnder Greis; jedes Lebewesen ist tot einfach etwas ganz anders als lebendig). An dieser Stelle lief das Gespräch plötzlich in sehr unterschiedliche Richtungen. Zum einen ging es um die Frage, wie der einzelne zum Nichts steht (dieses Nichts, vor dem wir uns fürchten, weil wir Angst haben, dass etwas wegfällt, was uns lieb und wert ist; dieses Nichts, das andererseits ständig geschieht, weil schon immer etwas wegfällt, das uns lieb und wert war; wir befinden uns in einer ständigen Bewegung, die die „Nichtung“ braucht). Stirbt man, wie man gelebt hat? Wie hat man sich bislang im Leben verabschiedet? Kann man dem Tod begegnen, wenn man ihn akzeptiert? Tritt genau das ein, wovor man sich gefürchtet hat? Kann man also zulassen, dass man stirbt? Kann man zulassen, dass andere sterben? Will man vielleicht auch sterben bzw. dass andere sterben?

Eigentlich sterben wir ja ständig – das Problem ist, dass wir uns nach unserem Tod nicht mehr (wie sonst) neu erschaffen können. Es kristallisierte sich heraus, dass der Tod ja gar nicht so ein Problem sei – wenn bloß das Sterben nicht wäre (man hat nicht Angst vor dem Tod – man hat Angst vor dem Scheiß-Leben, das im Zuge des Verfalls stattfinden muss).

Man hat vielleicht auch Angst vor dem ganzen Ekligen (dem Geruch des alten Körpers und seiner Ausscheidungen), das damit im Zusammenhang steht. Im Angesicht des Todes (z.B. auf der Geriatrie) geht es – Erfahrungsberichten zufolge – jedenfalls nicht um dieses Thema, sondern um ganz anderes (ums Essen, um „Beziehungen“, um Anerkennung oder diverse Ärgernisse). (Ich fragte, ob es „wirklich“ kein Thema sei oder ob es bloß keinen Raum gebe, darüber zu sprechen).

Ich denke, dass im Zusammenhang mit dem Thema Sterben und Verfall die Auflehnung, der Schrei dagegen, der Schmerz darüber genauso wichtig sind wie das Loslassen, die Gelassenheit und die Ergebung. Böse gesagt: Ich finde, dass man sich an etwas vorbeimogelt, wenn man vor allem angesichts des Todes und der Todesangst anderer allzu sehr mit dem Nichts liebäugelt, mit der Weisheit flirtet und das ganze „abgeklärt“ dem ringenden Mitmenschen zur Nachahmung anempfiehlt. Im Tod gehen sehr konkrete Dinge verloren – sichtbare, spürbare Zugehörigkeit; der Geruch von Haut und Haaren; ein liebenswerter Körper. Auch mit dem Älterwerden geht vieles an Hoffnung, Perspektive, Lust unwiederbringlich verloren. Dieser Ver-Lust ist nicht befriedigend – auch wenn man sich vielleicht noch da oder dort damit trösten kann, dass sich Neues ergibt.

Es wurde u.a. davon gesprochen, dass man die Position der „Weisen“ zwar bewundere, dass aber „der Bauch“ dabei oft einfach nicht mitmache. Der Einwand wurde erhoben, dass auch jene, die nun die Position der Gelassenheit vertreten würden, schon einmal Rotz und Wasser geheult hätten. Dem wurde unter dem Titel: „Ja natürlich – aber was ist das Problem?“ zugestimmt. Die Emotion gehöre einfach zu dem, was da ist und sich ständig verändert. Loslassen sei nur die eine Seite der Medaille – man müsse auch Zulassen, ohne damit gleichzeitig einen Gegensatz zwischen Loslassen und Zulassen (oder zwischen Sein und Tod) zu konstituieren.



Reithmayr fand an dieser Stelle, dass hier das Sterben präventiv schöneredet würde. Das Faktum der Sterblichkeit empöre ihn grundsätzlich – sein konkretes eigenes Sterben werde er schon irgendwie zuwege bringen. Es gehe um die Vergänglichkeit – von Menschen, Lebewesen, Situationen, Landschaften, um das Dahingehen. (Motto: Leiden am 2. Hauptsatz der Thermodynamik)

Für mich hat diese Thematik mit einer Liebe zu tun, die sich auf Konkretes, Endliches bezieht – einer Liebe, die sich traut, sich auf Vergängliches zu richten, obwohl klar ist, dass es verschwindet und die dieses Geliebte dennoch so will, als ob es ewig dauern würde. Alles zu lieben, ist aus meiner Sicht ebenfalls ein sich Hinwegschwindeln über dieses Risiko des Liebens. Doch was sind meine Motive dahinter? Brauche ich, dass in dieser schnelllebigen Welt etwas bleibt? Beziehe ich meine Identität daraus und bin damit abhängig davon? Muss ich mich aus dem Verhaftetsein an das Einzelne lösen? Mir persönlich ist die Zuneigung zum einzelnen Vergänglichen (gleich ob Lebewesen, Situation, Umgebung) wichtig geblieben – das Motiv dabei ist sicher ein vermischtes. Fühle ich mich sicherer, wenn ich mich an etwas binde und es erhalten will, obwohl ich es nicht kann? Will ich einfach, dass es da ist, in Existenz ist – unabhängig ob ich es habe oder etwas davon habe?

Wir gelangten in diesem Gespräch schließlich zum Thema Freitod – und wurden auch hier sehr persönlich. Haben wir das Recht zu gehen? (in der Antike war diese Todesart Gang und Gäbe; sie wurde erst mit dem Christentum verpönt) Haben wir das Recht, andere gehen zu lassen? (und was, wenn es ihnen nächste Woche dann besser gegangen wäre; wenn sie sich nicht aus Freiheit und Freiheitsbedürfnis, sondern aus Einengung und Verzweiflung umbringen?) Wie steht es mit unserer Todessehnsucht, die mit dem Bedürfnis nach Erleichterung, nach Nicht-Sein verbunden ist? Ich merkte, dass ich mich an dieser Stelle wieder auf meine vielleicht kindliche Protestposition zurückziehen begann – ich verteidige parteilich, dass gelebt wird, auch wenn letztendlich dann leider gestorben wird.

Beim nächsten Mal wollen wir uns einem weiteren weithin verschwiegenen Thema nähern: dem Geruch bzw. Gestank von Menschen und wie er auf uns und andere wirkt.

Sabine Klar